

Female Genital Cutting (FGC) in der Wissensvermittlung an ein weißes Publikum in Museen und Ausstellungen

Diehl, Sarah

2005

<https://doi.org/10.25595/4497>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Diehl, Sarah: *Female Genital Cutting (FGC) in der Wissensvermittlung an ein weißes Publikum in Museen und Ausstellungen*, in: Bulletin Texte / Zentrum für Transdisziplinäre Geschlechterstudien / Humboldt-Universität zu Berlin (2005) Nr: 28, 70-77.
DOI: <https://doi.org/10.25595/4497>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

Bücher-Texte 28

Female Genital Cutting Die Schwierigkeit, sich zu positionieren



Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien

Sarah Diehl

Female Genital Cutting (FGC) in der Wissensvermittlung an ein weißes Publikum in Museen und Ausstellungen

Aufgrund ihrer historischen Entstehungsgeschichte sind (nicht nur ethnologische) Museen mit vielseitigen Problemen bezüglich der Definitionsmacht und der gängigen Wahrnehmungs- und Interpretationsstruktur der Museen und ihrem Publikum konfrontiert. Deshalb ist es sehr aufschlussreich, zu analysieren, wie Weiße, als Repräsentanten der hegemonialen Kultur, mit dem Thema „FGC“ umgehen. In dieser Konstellation von weißer Wissensproduktion, feministischer Gleichheitsbestreben und Lebensrealität von AfrikanerInnen ist es unumgänglich, dass bei einem Thema wie FGC Rassismus und Sexismus bzw. postkoloniale wie Gender-Theorien zusammengedacht werden müssen.

Einem Problem, das viele Ausstellungen haben, stehe auch ich in meiner Arbeit gegenüber: Auch wenn versucht wird, polarisierende Begriffe wie „eurozentristische“ und „afrikanische Perspektive“ wegen ihrer unzulässigen generalisierenden und durch Stereotypisierung vorbelasteten Bedeutung zu eliminieren, kann oft schwer umgangen werden, sie in Diskussionsprozessen verwenden zu müssen, um kommunizierfähig zu bleiben. Diese Problematik betrifft besonders die Bezeichnungen „FGM“ und „FGC“. Ich benutze den Begriff „FGC“ aus zwei Gründen: 1. Ich orientiere mich damit an den betroffenen Frauen, die sich selbst nicht als verstümmelt sehen. 2. Das Thema ist bereits mit sehr reißerischen und für die betroffenen Frauen brutalen Mitteln in Europa eingeführt worden, so dass ich es für unwahrscheinlich halte, dass das Thema nun durch den Begriff „FGC“ verharmlost wird oder mit männlicher Beschneidung verglichen wird. Ich denke dagegen, dass der Begriff „FGC“ dazu beitragen kann, sich auf gleicher Ebene mit den betroffenen Frauen zu treffen. Mit „betroffen“ meine ich nicht nur Frauen, die selbst beschnitten sind, sondern alle schwarzen Frauen, die durch die reißerische Vermittlung belästigt und angegriffen werden.¹ Auch benutze ich homogenisierende Begriffe wie „Weiße“ oder „nicht-westliche Frauen“, da es mir nicht gelungen ist, befriedigendere Begriffe zu finden, die nicht noch vereinheitlichender oder stigmatisierender wären.

Grundprobleme ethnologischer Museen

Ein Grundproblem völkerkundlicher/ ethnologischer Museen besteht in den Umständen ihrer Entstehung, die Konsequenzen für Wahrnehmungs- und Interpretationsstruktur der Museen hat, die bis heute fortbestehen. Museen entstanden als aristokratische Bildungs- und Erbauungsinstitutionen sowie Repräsentationsinstitutionen im Entdeckungs- und Eroberungszeitalter des 16./17. Jahrhunderts, als gleichzeitig eine überschwängliche Sammelleidenschaft ausbrach. Museen hatten zu ihrer Entstehungszeit eine enorme politische Relevanz, da ihnen auch eine identitätsstiftende Geschichts-

¹ Siehe dazu das Interview mit Dr. Asili Barre-Dirie und Fana Asefaw in diesem Heft.

vermittlung zukam. Kolonisierende Länder wollten sich die Welt im materiellen und geistigen Sinne aneignen und ihren Besitz demonstrieren: Die wissenschaftliche Erforschung außereuropäischer Kulturen und das damit verbundene Sammeln hatte einen eindeutigen machtpolitischen Bezug.²

Durch den Kolonialismus erfolgte eine Aufwertung der Ethnologie als „nützliche Wissenschaft“: Ausführliche Beschreibungen von Land und Bevölkerung waren wichtige Quellen für die wirtschaftliche Ausbeutung, für politische Einflussnahme und die Missionierung. Gleichzeitig erlangten die Museen die Definitionsmacht über die in ihren Sammlungen vertretenen Kulturen. Zudem waren Völkerkundemuseen Ende des letzten Jahrhunderts eine der vielfachen Möglichkeiten, wie Weiße ihre, durch die Kolonien geweckte, Sehnsucht nach der „Exotik fremder Länder“ stillen konnten. Ethnologische Museen waren somit maßgeblich an der Etablierung bestimmter Stereotypen über Afrika und der afrikanischen Bevölkerung beteiligt.

Außereuropäische Kulturen wurden der Erforschung der Natur zugeordnet. Sie wurden, ähnlich wie in der Zoologie, als einheitliche Masse und nach „Stämmen“ geordnet, mit einer jeweils für eine „Stammeseinheit“ charakteristischen, zeitlosen „traditionellen“ Kultur, weshalb jegliche Äußerungen von Individualität, dynamischen Prozessen und „überethnischen“ Zusammenhängen verneint wurden. Aufgrund der konservierenden, bewahrenden Funktion des Museums und seiner Fixierung auf ausstellbare Objekte wird den BesucherInnen vermittelt, dass den historischen Objekten eine „authentische Faszination“³ zu eigen sei, die eine „echte“ Erfahrung ermögliche. Somit konstruiert das Museum ein Kulturbild, das statischen Charakter besitzt, statt individuelle und dynamische Prozesse als Fragmente und Anhaltspunkte für eine Auseinandersetzung mit einem Thema zu deuten. Die Vorstellung, dass das Museum das Fremde, die Exotik und das Primitive darstellt und behaust, ist fest mit dem ethnologischen Museum und ethnologischen Objekten verbunden.

Das Museum hat, mehr oder weniger deutlich, auch den Anspruch auf Universalismus, nämlich das „Weltkulturerbe“ zu vermitteln. Somit besteht es darauf, dass es eine verbindliche und gültige Geschichte für alle Menschen gibt, die es repräsentiert. Dieses auf Neutralität und Objektivität beharrende Prinzip weißer Wissensproduktion wirkt sich bis heute auf die Wahrnehmung des Museumspublikums aus, und ist das Dilemma jeder Ausstellung. Museumsleute nehmen nicht einfach an der jeweiligen Kultur teil, sie (re-)codieren und (re-)kontextualisieren sie. Diese Rekontextualisierung ist immer an Wertvorstellungen und Werthierarchien gebunden, die durch westliche Denkmuster definiert wurden. Sie sind Repräsentanten einer bestimmten subjektiven, selektieren-

² Ivanov, Paola, 2001: Aneignung. Der museale Blick als Spiegel der europäischen Begegnung mit Afrika. In: Arndt, Susan (Hg.): AfrikaBilder. Studien zu Rassismus in Deutschland. Münster: Unrast, S. 353. Ivanov bemerkt hierzu, dass zunächst im Gegensatz zu Objekten aus Amerika, Asien und Ozeanien, wenige Objekte aus Afrika in europäische Sammlungen kamen, „als ob sich in der folgenden Phase des Sklavenhandels das Interesse für Afrika im Entwenden von Menschen erschöpft hätte.“

³ Hauer, Gerlinde u.a. (Hg.), 1997: Das inszenierte Geschlecht: Feministische Strategien im Museum. Wien: Böhlau, S. 253.

den Perspektive, die die Autorität besitzt, zu definieren und zu interpretieren - also die Bedeutung ihrer Objekte selbst konstruiert. Ethnologie und die daraus folgende Museumspraxis sei „immer eher in der Erfindung statt in der Repräsentation von Kultur gefangen“⁴. Das ist besonders wichtig in Bezug auf die Frage, wie und ob das Museum half, koloniale Praxen zu legitimieren, wie museale Sammlungen und Ausstellungen bis heute noch davon geprägt sind, und inwieweit sie helfen, jene Machtverhältnisse fortzuführen.

Das Sammeln und Kategorisieren von Objekten ist im hohen Maße von der Wahrnehmung der eigenen Identität abhängig. „Was gesammelt wird, nach welchen Kriterien die Objekte kategorisiert werden, wie und wem sie präsentiert werden: All dies spiegelt die zeit- (und geschlechts-) gebundenen Wertmaßstäbe derjenigen, die die Sammlung anlegen, wider.“⁵ Besonders im Falle von völkerkundlichen Sammlungen sind die Objekte einer „imaginären Ethnographie“⁶ ausgesetzt, die aus Abgrenzungsmechanismen und Überhöhung der Kultur der beschreibenden Person resultieren. Außereuropäische Kulturen werden nicht als vergleichbar mit der „eigenen“ Kultur gesehen. So können alle als negativ beurteilten Äußerungen einer Kultur auf die in sich geschlossene „Andersartigkeit“ zurückgeführt werden.

Die Stereotypisierung und Marginalisierung von Frauen

Nicht-westliche Frauen sind oft in mehrfacher Hinsicht Stereotypisierungen und Marginalisierungen unterworfen. Sie werden gleich zu zwei Gruppen gezählt, denen die Wissenschaft, die sich als weiß, europäisch und männlich repräsentiert, die Fähigkeit der Selbstreflexion absprach. Die Perspektiven von nicht-westlichen Frauen finden sich in ethnologischen Ausstellungen immer noch verhältnismäßig selten. Aber auch wenn auf die spezifische Situation von Frauen eingegangen werden soll, orientieren sich die Beschreibungen oft an gängigen Klischees und verstärken meist den Eindruck, dass Frauen nur eine gesellschaftliche Randerscheinung sind, die auf einer Texttafel abgehandelt werden kann. Stattdessen sollte die Perspektive und die Erfahrungswelt von Frauen, besonders in ihrer Individualität, in jede Betrachtung einer Kultur einfließen. Chandra Mohanty wies darauf hin, dass auch westliche Feministinnen dazu neigen, so genannte „Dritte-Welt-Frauen“ zu homogenisieren und mit Attributen wie pas-

⁴ Clifford, James zitiert nach Barringer, Tim; Flynn, Tom (Eds.), 1998: *Colonialism and the Object: Empire, Material Culture, and the Museum*. London, New York: Routledge, p. 4. (Übersetzung: S. Diehl)

⁵ Ivanov 2001, S. 352.

⁶ Der Begriff der „imaginären Ethnographie“ bezeichnet nicht nur die Laienhaftigkeit der Dokumentation, sondern auch die Tendenz die „fremden“ Kulturen mit den eigenen Wunschträumen, Ängsten und Utopien in Verbindung zu bringen: „Die Ethnographie entfaltet ihre Wirksamkeit in einem Bereich, der von der Symbolik des ursprünglichen Menschen bis zum Mythos des Orients reicht; (...) In der Zeit der Kolonialreiche hat die Ethnographie der Rationalisierung der Administration gedient - aber auch dem Wunsch, aus den herrschenden Zwängen der industriellen Zivilisation zu den ‚Naturvölkern‘, in das ‚erfüllte Leben‘ zu entkommen. Die ethnographische Imagination stand in der mythologischen Tradition Europas und durch die Fortsetzung der Suche nach Arkadien auch in einer eigenen Spannung zur Utopie ihrer Zeit.“ (Vgl. Kramer, Fritz, 1977: *Verkehrte Welten. Zur imaginären Ethnographie des 19. Jahrhunderts*. Frankfurt/ Main: Syndikat, S. 7.)

siv, politisch unreif, naiv, familienorientiert und ungebildet etc. auszustatten.⁷ Ich denke, dass sich dieses Bild der „Dritte-Welt-Frau“ tief in die westliche Gesellschaft eingeschrieben hat, und dass es somit notwendig ist, eine Ausstellung auf solche Darstellungen hin zu überprüfen und diese Stereotypen zu enttarnen.

Ein großes Problem, gerade auch in Bezug auf FGC, ist die Sexualisierung der „fremden“ Kulturen. „... exotische Nacktheit (wurde als) Attribut der Ursprünglichkeit, als ‚ethnographisches Studienmaterial‘ oder einfacher noch als Kuriosum vermarktet.“⁸ Die Betonung der Sexualität galt als Zeichen für die Primitivität, Obszönität und Verwerflichkeit, mit der diese Kulturen ausgestattet zu sein scheinen. Um dies zu verdeutlichen, möchte ich kurz den Fall der Sarah Baartman beschreiben. Sarah Baartman wurde 1810 von Südafrika nach England und Frankreich gebracht und dort, meist in privaten Salons für ein zahlendes Publikum, ausgestellt. Für die Kolonisatoren als „exotisch“ empfundene Menschen nach Europa zu bringen und sie dort in so genannten Völkerschauen, meist in menschenunwürdigen Umgebungen für ein zahlendes Publikum, auszustellen, war damals eine gängige und von der weißen Öffentlichkeit befürwortete Praxis. Baartman zog vor allem wegen zwei körperlicher Merkmale, nämlich ihres großen Hinterns und ihrer Schamlippen, das Interesse des Publikums auf sich. Sie (mit Reduzierung auf ihre Geschlechtsteile) repräsentierte das zentrale Image der schwarzen Frau im 19. Jahrhundert: die so genannte „Hottentoten-Venus“. Der weibliche Hintern war in der Wissenschaft wie auch in der Kunst Symbol für die Primitivität wie auch für die ungezügelte sexuelle Lust dieser Frauen; dementsprechend wurden große Hintern auch bei weißen Frauen mit Prostitution in Zusammenhang gebracht.⁹

Baartman starb im Alter von 25 Jahren in Paris und wurde anschließend u.a. von dem berühmten Naturwissenschaftler Georges Cuvier obduziert, der die Primitivität ihrer Geschlechtsteile in wissenschaftlichen Aufsätzen nachweisen wollte. Baartmans Haut wurde abgezogen und „ausgestopft“ und neben ihrem Skelett bis 1976 in einer Vitrine im Musée de l’homme in Paris ausgestellt. Danach kam sie ins Sammlungsdepot und wurde erst im Jahre 2002 auf Drängen der südafrikanischen Regierung nach Südafrika zurück überstattet, um dort begraben zu werden. Dieser Umgang mit einer Afrikanerin bis in die heutige Zeit macht sehr deutlich, wie sehr Afrikanerinnen auf reine Objekte des westlichen Blicks und der Wissenschaft reduziert werden und mit welcher unreflektierten Selbstverständlichkeit dies geschieht. Die Mittel des etablierten Wissenschafts- und Ausstellungsbetriebs gewährleisten also nicht, dass ein solcher Missbrauch verhindert wird.

⁷ Vgl. Mohanty, Chandra Talpade, 1991: Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses. In: Mohanty, Chandra Talpade; Russo, Ann; Torres, Lourdes (Eds.): Third World Women and the Politics of Feminism. Bloomington: Indiana University Press, pp. 51-80.

⁸ Theye, Thomas, 1991: Sexualität und Photographie vor 100 Jahren. In.: Lorbeer, Marie; Wild, Beate (Hg.): Menschenfresser, Negerküsse. Das Bild vom Fremden im deutschen Alltag. Berlin: Elefanten Press, S. 48.

⁹ Vgl. Gilman, Sander, 1986: Black Bodies, White Bodies: Toward an Iconography of Female Sexuality in Late Nineteenth-Century Art, Medicine and Literature. In: Gates, Henry Louis (Ed.): „Race“, Writing and Difference. Chicago: Chicago University Press, pp. 223-261.

Neue Museumstheorien

Eine Entwicklung in der Museumstheorie der 60er Jahre war, dass Museen versuchen sollten, Vorurteile gegenüber außereuropäischen Kulturen zu bekämpfen und eine Solidarisierung des Museumspublikums mit der Bevölkerung der „Dritten Welt“ zu fördern. Das Museumspublikum sollte lernen, Toleranz gegenüber dem zu üben, was es als „fremd“ empfindet.¹⁰ Diese neuen Ansätze bleiben aber sehr problematisch: Indem lediglich Toleranz dem Fremden gegenüber angemahnt wird, wird nicht darüber reflektiert, was das „Fremde“ zum Fremden macht und welche Vorurteile per se dem Objekt, das es zu tolerieren gilt, angehaftet werden. Um das Problem der Diskriminierung anzusprechen, ist es wichtig, Diskriminierung als gesellschaftlichen Strukturmechanismus zu erklären, statt sie einfach nur als falsches Verhalten oder gar als Abweichung von der Norm zu beschreiben, was bestimmte Formen der Kritik an der „eigenen Gesellschaft“ ausschließen würde. Auch der Hinweis darauf, was die Kolonialisierung bis heute bei den Ländern der „Dritten Welt“ angerichtet hat, bleibt möglicherweise eine bevormundende Geste, da dies unter der Prämisse geschieht, dass die Europäer nun diesen Ländern in jeder Beziehung helfen müssen. Hiermit wird die westliche Zivilisation wieder als geschichtliches Ziel aller Gesellschaftsformen verfestigt. Zum anderen bleibt die verkürzte Perspektive, die die Bezeichnung „Dritte-Welt-Land“ impliziert: Die gesamte Kultur und Bevölkerungsgruppe wird unter dem Aspekt der Armut und Zurückgebliebenheit betrachtet, was wiederum das Bild der „Primitivität“ unterfüttert.

Vorschläge für den Umgang mit FGC

Wenn ein Thema wie FGC in einer Ausstellung dargestellt werden soll, muss man sich also mit dieser geschichtlichen Vorbelastung durch den Kolonialismus, der Geschlechterungleichheit und der Repräsentationsmacht der westlichen Wissenschaften auseinandersetzen.

Der Kolonialdiskurs und der Geschlechterdiskurs waren eng miteinander verknüpft. Rassische Differenz und Inferiorität wurde in Bildern von Körperlichkeit und Sexualität ausgedrückt. Promiskuität, körperliche Merkmale und 'Perversitäten' markierten das Andere an den 'Schwarzen'. Gleichzeitig stilisierten Weiße gerade die indigenen Frauen, z.B. wenn sie auf eine polygame Gesellschaft trafen, gerne zu Symbolen stillen Leidens und zu Opfern 'barbarischer' Kultur. Damit legitimierten sie ihren zivilisatorischen Auftrag.¹¹

¹⁰ Vgl. Pfeil, Horst, 1978: Ethnologie und Völkerkundemuseum. Ein Beitrag zur museumsethnologischen Diskussion. (Diss.) Hohenschäftlarn: K. Renner;
Harms, Volker, 1976: Toleranz oder Solidarität für die Bildungsarbeit in ethnologischen Museen von morgen? In: Zeitschrift für Ethnologie 101, 2, S. 265-277;
Hog, Michael, 1981: Ziele und Konzeptionen der Völkerkundemuseen in ihrer historischen Entwicklung. Frankfurt/ Main: Rita Fischer.

¹¹ Kundrus, Birthe, 1997: Weiß und herrlich. Überlegungen zu einer Geschlechtergeschichte des Kolonialismus. In: Friedrich, Annegret u.a. (Hg.): Projektionen: Rassismus und Sexismus in der visuellen Kultur. Marburg: Jonas, S. 46.

Hinterfragung des westlichen Blicks

Ein Punkt, in dem sich die Problematik von Sexismus und Rassismus im Museum sehr unterscheidet, ist sicherlich dieser: Während Frauen in den Museen bisher oft ignoriert wurden, bekamen „Nicht-Weiße“ im Museum einen eigenen strikt abgegrenzten Raum als Fremdphänomen und Exotik. Hier bietet sich als Lösungsansatz an, die strikten Abgrenzungen eines ethnologischen Museums aufzubrechen und europäische Geschichte mit der Geschichte außereuropäischer Regionen zu verbinden und gemeinsam auszustellen, um unseren Blick auf afrikanische Länder als kolonial konstruierten Blick zu markieren. Hier ist es auch wichtig zu betonen, dass bei dieser Kritik die „dominanten“ Gruppen nicht ausgeschlossen werden sollen. Nur durch Einbezug und Infragestellung der Identität der „dominanten“ Gruppe (westlich, weiß, männlich; aber im Fall von FGC auch westliche Feministinnen) kann die Abgrenzung zwischen „marginalisiert“ und „dominant“ aufgelöst werden. Eine problematische Tendenz der Dekonstruktion von Identitäten ist sicherlich, dass sie sich oft nur die marginalisierten Gruppen vornimmt und sich weniger für die dominante Gruppe interessiert. Wenn diese unangetastet bleibt, lebt sie jedoch in ihrer monolithischen Darstellung fort, während die „Fremden“ und „Marginalisierten“ in Uneindeutigkeit verschwimmen und ihnen ihre Stimme verwehrt wird. So ist es umso wichtiger, Darstellungen des als „autonom“ und „objektiv“ scheinenden Subjekts des Sammlers, des Ethnologen, des Wissenschaftlers, des Europäers, der Feministin, des Weißen etc. zu hinterfragen.

Ich halte es für sehr wichtig, nicht nur die Positionen, die FGC befürworten (und daher scheinbar selbstverständlich kritisiert werden können) zu hinterfragen, sondern auch die Positionen, die FGC verbieten wollen, wie sie z.B. zu einem großen Teil von Weißen als Repräsentanten der hegemonialen Kultur vertreten werden. Die Anfänge der Bekämpfung von FGC, angefangen bei missionarischen Tätigkeiten in der Kolonialzeit, könnten bis heute nachvollzogen und Veränderungen in den Praktiken und Argumentationen aufgezeigt werden. Damit könnte deutlich gemacht werden, welche erzieherischen und paternalistischen Gesten sich auch noch hinter aktuellen Argumentationen und Darstellungen bei der Bekämpfung von FGC, z.B. in der Entwicklungshilfe, verbergen und welche Kontinuitäten es aus der Kolonialzeit gibt. Das zeigt sich bspw. in der Instrumentalisierung von Vorstellungen von „Primitivität“ und „Zivilisation“.¹² Ein Bewusstsein dafür zu schaffen, kann helfen, das Museumspublikum für die Definitions- und Interpretationsmacht von Museen und Wissenschaften und ihre Folgen für die Geschichtsschreibung zu sensibilisieren.

Ebenso muss darauf verwiesen werden, welche Verantwortung westliche Staaten durch wirtschaftliche oder militärische Intervention bei der Etablierung von Regimes und sozialen Strukturen in afrikanischen Staaten bis heute haben, um die Vorstellung zu dekonstruieren, FGC habe allein mit der „Rückständigkeit“ einer Kultur zu tun. Darüber hinaus kann ein Hinweis auf den westlichen Umgang mit Operationen an Genita-

¹² Siehe dazu auch den Beitrag „Unversehrte Genitalien sind keine Selbstverständlichkeit“ von Vanessa-Nino Kern in diesem Heft.

lien – „Schönheits“-OPs, die zwanghafte Herstellung einer Zweigeschlechtlichkeit bei Intersexuellen oder die Beschneidung der Klitoris, um Masturbation zu verhindern, was bis in die 1940er Jahre in medizinischen Zeitschriften empfohlen wurde, aber im Kanon der Medizingeschichte bis heute nicht kritisch reflektiert wurde¹³ – einen Zusammenhang zwischen der als primitiv gebrandmarkten afrikanischen Genitalbeschneidung und der als fortschrittlich angesehenen westlichen Medizin herstellen. Auf diese Weise werden die verschiedenen Maßstäbe verdeutlicht, mit denen beides bewertet wird wie auch die Notwendigkeit, sich genau mit der Verhaftung dieser Praktiken in Tradition, Geschichte, individuellem Status und Vorstellungen von Geschlecht und Diskursmacht auseinander zu setzen, bevor etwas gegen FGC unternommen wird. Damit wird ein westlicher Paternalismus gegenüber afrikanischen Traditionen verhindert und betont, dass FGC nur eine Praxis unter vielen ist, um den geschlechtlichen Körper zu normieren und zu definieren, wie es ebenso in westlichen Ländern geschieht.

Beteiligung der betreffenden Gruppen an Ausstellungskonzeptionen und Verweis auf die individuelle Lebenssituation

Um die Autorität des kolonialen und männlichen Blicks zu brechen, ist es notwendig, Betroffene an der Konzeption einer solchen Ausstellung zu beteiligen. Sie haben genauere und komplexere Kenntnisse über Struktur und Hintergründe ihrer kulturellen Praktiken und können auf alte und neue Fehlinterpretationen hinweisen. Wichtig hierbei ist es, die Komplexität dieses Themas anschaulich zu machen, die z.B. dadurch begreiflich gemacht werden kann, indem die Konsequenzen von FGC in einer bestimmten Lebenssituation dargestellt werden. Somit kann eine einseitige und oft selbstgerechte Verteufelung von FGC-Ausführenden von Seiten der nicht-betroffenen AusstellungsbesucherInnen verhindert werden. Fragen wie: Wie wird die Geschlechtsidentität von Frauen durch FGC gebildet? Welche Bedeutung hat die Praktik für die Existenz der Frau? Welche (auch wirtschaftlichen) Konsequenzen hat die Verweigerung von FGC für die betroffene Frau, deren Familie, den Ehemann, die angeheiratete Familie und die Beschneiderin? sollten hier gestellt werden, um auf die Vielzahl an Zusammenhängen hinzuweisen, die berücksichtigt werden müssen, um Lösungen gegen FGC zu finden und deutlich zu machen, dass das bloße Verbot von FGC keine Lösung ist, sondern dass das Erklärungsmuster, FGC sei Ausdruck der Primitivität einer Kultur, nichts mit der Realität zu tun hat.

Vermittlung durch Kunst

Kunst ist in der Lage, Repräsentationssysteme und deren kulturelle Codes (wie z. B. die Bedeutungen von Geschlecht und „Rasse“) deutlich zu machen, zu verfremden, zu parodieren oder umzudeuten. Dadurch wird gezeigt, dass diese keine universale Allgemeingültigkeit haben – also auch keiner Wirklichkeit oder Authentizität entsprechen – und ihre Konstruiertheit kann offenbart werden. Da in Vermittlungsprozessen zwischen dem Museum und seinem Publikum oft der kleinste gemeinsame Nenner gesucht wird, benutzt und reproduziert ein Museum Stereotypen bzw. „verlässt“ sich

¹³ Lightfoot-Klein, Hanny, 2003: Der Beschneidungsskandal. Berlin: Orlanda, S. 33.

auf diese als übliches Wahrnehmungsmuster, um dem Publikum etwas auf eine unkomplizierte Weise zu vermitteln. Die mit Bedeutung(-ssuche) aufgeladene Situation im Museum fördert die „Assoziationsbastelei“ der BesucherInnen, die hierfür oft auf stereotype Erklärungsmuster zurückgreifen.¹⁴ Durch künstlerische Mittel kann nicht nur die Geschichte in ihrem historischen Ablauf hinterfragt werden, und z.B. marginalisierte Subjekte und Gruppen als Themen in die Museumsausstellungen einbezogen werden, sondern es können auch „Inszenierungs- und Blickweisen der Kulturindustrie, des Museums und des Publikums“ wie auch Darstellungen in den Geschichtswissenschaften selbst zum Thema gemacht werden. Aber auch hier gibt es mit der Rezeptionsweise eines weißen Publikums Probleme: Kunst kann zwar auf Individualität, Subjektivität und auf die Weiterentwicklung und Dynamik einer als sonst homogen dargestellten Kultur hinweisen. Gleichzeitig muss aber auch berücksichtigt werden, dass ein weißes Publikum für die in den Kunstwerken gezeigte Symbolik und Darstellungen eben diese stereotypen Erklärungsmuster benutzt, um sich die Bedeutung der Werke verständlich zu machen. Hier muss überlegt werden, wie den Werken erklärende Texttafeln beigelegt werden können, die einerseits den Werken als Kunst noch gerecht werden, ohne deren Wirkung zu sehr in eine Bahn zu lenken, und andererseits das Publikum sensibel für eine vielschichtigere Rezeptionsweise machen.

Resümee

Bei einem Thema wie FGC ist es notwendig, in der Ausstellungskonzeption eine interdisziplinäre Herangehensweise zu verfolgen und den kolonialen Blick aufzubrechen. Sonst läuft das Museum Gefahr, den Blick auf die geschichtlich konstruierte Fremdheit als gegeben zu konservieren. Der ethnologische Blick selbst scheint das Problem zu sein, dessen Betrachtungsgegenstand automatisch das Merkmal der Rückständigkeit, der Unterentwickeltheit anhaftet. Aus dieser Perspektive wird ethnologischen Museen weiterhin anhaften, was zu ihrer Entstehung führte: die konstruierte Überlegenheit und das damit einhergehende Definitionsrecht des Betrachters gegenüber dem Betrachteten. Das trägt dazu bei, reale Machtverhältnisse, die parallel dazu verlaufen, aufrecht zu erhalten. Bei einem Thema wie FGC wird besonders deutlich, wie sehr eine westliche Vorstellung von Primitivität am Frauenkörper *sowie* an dem diskriminierenden Umgang mit Frauen festgemacht wird. Gerade diese Doppelung von einerseits rassistischen Vorstellungen und andererseits paternalistischen Gesten bei der vermeintlichen Aufdeckung von Machtverhältnissen zuungunsten der Frauen, macht eine Ausstellung zu diesem Thema so schwierig. Vor allem aber wird deutlich, dass diesem Thema im Kontext einer Ausstellung nicht gerecht werden kann, wenn nicht versucht wird 1. die Komplexität des Themas in Bezug zur Lebenswelt der Betroffenen und 2. die Verstrickung in westliche Denkmuster bei der Bewertung dieses Themas zu berücksichtigen und aufzugreifen.

¹⁴ Vgl. Hauer u.a. 1997.